

28. X. 1915

eigene Wort hört". Und ähnlich ergeht es trüblichen Touristen, wenn sie nach spät-herbstlicher Wienerwaldwanderung in Andacht ein paar Gläschen leeren wollen.

Um mit Andacht beim Glase zu sitzen, muß freilich auch der Inhalt danach sein. Meint man verzapft man einen „Guten"? Vor dieser Frage stehen allsonntäglich viele Hunderte durstige Seelen und beklagen es, daß für die Wiener Weinorte noch immer ein führendes Weinbüchlein von der Art fehlt, wie es vor einiger Zeit ein gründlicher Deutscher über die Österr. Stätten geschrieben hat. Man würde dann wenigstens jene stabileren Verschiedenheiten festgelegt haben, die in guten, wie in schlechten Weinjahren von Gegend zu Gegend und Ort zu Ort, ja sogar von Weid zu Weid vorhanden sind. Auf die Lage der Weingärten zur Sonne, die Bodenbeschaffenheit, die Pflege und die Art der angepflanzten Reben kommt ja so viel an, daß eine Weid, die in allen diesen Rücksichten begünstigt ist, in einem „schlechten" Weinjahr besseren Wein zu liefern vermag, als man anderwärts in einem „guten" Jahr erzielt. Wer nur ab und zu in einen unierer Weinorte kommt, wird sich daher hüten, aus seinen zerstreuten Erfahrungen einen Schluß ziehen zu wollen, ob das betreffende Weinjahr im allgemeinen gut oder schlecht gewesen sei. Aber auch Damer und Weinhändler wird man nicht immer mit Nutzen befragen. Denn diese haben ein begreifliches Interesse daran, daß sich Jahr für Jahr möglichst die Meinung verbreite, es sei wenig, aber guter Wein da. Vor dem Erscheinen der offiziellen Ernteberichte zu

einem einigermassen zutreffenden Urteil zu gelangen, ist daher nicht so einfach. Doch lassen sich einige Anhaltspunkte gewinnen, wenn man zeitweise nachsieht, wie es mit den Weinstöcken steht, und sich nach den Faktoren erkundigt, die erfahrungsgemäß für den Ausfall der Weinlese bestimmend sind. Letztere wird zumest reichlich, wenn die Weinstöcke gut überwintert haben, nicht unter Frühjahrsfrösten leiden und zur Zeit der Blüte, die bei uns in die zweite Junihälfte fällt, warmes, trockenes Wetter haben. Selbstverständlich müssen sie auch von schwereren Hagelschäden verschont bleiben. Soll nun der Wein aber auch noch gut werden, dürfen Hochsommer und Frühherbst nicht zu kühle, regnerische Witterung bringen.

Der letzte warme und trockene Sommer in unserm Klima trich war jener von 1911. Er war daher auch der letzte, der einen wirklich guten Tropfen zeitigte, einen Wein, der in manchem unserer Weingebiete dem gerühmten „1908er" gleichkam. Allerdings erwies sich die honigsüßen Beeren als wenig saftreich, und während die durchschnittliche Weinernte Niederösterreichs im Jahrzehnt 1901 bis 1910 1,062,427 Hektoliter betragen hatte, kelterte man 1911 nur 742,386 Hektoliter.

Zum wahren Misjahre für die Dauer Niederösterreichs gestaltete sich das Jahr 1912. Damals hatten schon die Fröste und Schneefälle vom 12. bis zum 14. April die Erntehoffnungen tief herabgestimmt, und nach der Blüte zeigte kaum jeder dritte oder vierte Stod spärlichen Traubenanfah. Auch dieser aber verkrüppelte noch zum großen Teil, als kühes,

Ein Kapitel vom Seurigen.

Der 1915er.

Wie so vieles im Wiener Leben hat auch der Seurigenkult, der alljährlich im Oktober einen neuen Jahresring ansetzt, im letzten Menschenalter mancherlei Wandel erfahren. Während die Zone der ersten „Seurigen" weit in die nördlichsten Vororte hinausrückte, zog der Seurige selbst in das Zentrum der Stadt ein, fand im Rathauskeller und in seinen Restaurants Verehrer und mußte in den Kabaretten eine Zeitlang zur Würzung (und auch Würzung) salonfähiger „Drahrerei" halten. Natürlich ist es nicht das „Richtige", Seurigen in einem Stadtkloak zu trinken. Will man ihn recht genießen, muß man ihn dort aufsuchen, wo er gewachsen ist. Dieses richtige Prinzip besolgen aber in einer Zweimillionenstadt so viele, daß die „stillen" Seurigen schon recht rar geworden sind. Die weintrübigen Professoren-, Hofrats- und Künstlerkräbel, die in der Frühzeit Köpfs noch im Bereich der hohen Warte ihre vergnügten Seurigen-symposien abhalten konnten, bei denen so viel unterhaltliche Kritik an Beltehendem geübt und so oft die grobhartigen Belteverbesserungspläne entwickelt wurden, suchen heute oft lange nach einem „Musch fiedten", wo man noch „das